

DIE SCHWALBE VON WINDHUK



*Termitenhügel in
der Savanne*

Der Hamburger *Michael Hoppe* hat eine zweite Heimat unter afrikanischer Sonne gefunden. In Namibia organisiert er Hilfsprojekte für Kinder.

TEXT FIONA EHLERS
FOTOS BENEDICTE KURZEN





Vorschule der Hoppe-Stiftung in Gobabis: Lichtstrahl für rund 300 Kinder

Er könnte sagen, es sei die Weite. Die Weite der Landschaft, die Seelen berührt und Augen zum Überlaufen bringt. Das Rot der Erde, aus der Termitenhügel wachsen und wie Fingerzeige in diesen blauen, so unverschämt blauen Himmel weisen. Er könnte sagen, es sei die Kolonialgeschichte, die letzten Deutsch-Südwester, die bis heute ihre Farmen am Waterberg haben. Die klingenden Namen wie Okavango oder Kalahari, die Menschen wie er zum ersten Mal aus dem Mund von Zoodirektor Bernhard Grzimek hörten, als das Fernsehen noch schwarz-weiß war und Nachkriegsdeutschland grau.

Michael Hoppe, 68 Jahre alt, sagt all das nicht. Wer ihn fragt, warum er als Schwalbe lebt, wie sie Menschen wie Hoppe in Namibia nennen – als Zugvogel, der zwischen den Kontinenten hin- und herfliegt, der ein Doppelleben führt, eines in Hamburg, das andere im südlichen Afrika, hört meist die kurze Version: „Ich bin in Namibia, einfach, weil ich hier sein kann.“

Oder aber die Reporterin setzt sich, gleich nachdem Hoppe am Flughafen von Windhuk gelandet ist, neben ihn in den gemieteten Geländewagen und lässt sich aus der Stadt fahren, hinaus in die endlose Weite der Savanne. Und macht irgendwann Halt am Wegesrand, setzt sich neben Hoppe in den Schatten einer Schirmakazie, an deren

Ästen die kunstvoll gebauten Nester der Weibervögel kleben. Es ist das Ankunftsritual von Michael Hoppe, jedes Mal, wenn er nach Namibia kommt: meditieren, sich geerdet fühlen, sich eins fühlen mit der Natur. Dort, im Schatten der Akazie im Schneidersitz, beginnt dann die Verwandlung des Michael Hoppe, vom nüchternen Unternehmer zum gelassenen Afrikaner, und man hört, wenn man Glück hat, die längere Version.

Michael Hoppe ist ein schlanker Hamburger mit grau-blondem Strubbelhaar, ein angenehmer, ein zurückhaltender Mann. Er war sehr erfolgreich in der Marktforschung, verkaufte die eigene Firma mit Mitte fünfzig für mehrere Millionen und stand früher als andere vor der Frage: Was mache ich aus meinem Leben, wenn ich nicht mehr arbeiten muss?

Hoppe ist das, was man andernorts einen Snowbird nennt: ein Mensch im Rentenalter, der dem Winter entflieht und die kalten Monate in der Sonne verbringt. In Florida gibt es ganze Snowbird-Kolonien, und Südspaniens Costa del Sol ist bevölkert von Briten, Niederländern und Deutschen. Doch kann man sich Hoppe schwer beim Small Talk auf einem Golfplatz nahe Alicante vorstellen. Zum Abschied aus dem Berufsleben haben ihm seine Angestellten eine Golftasche samt Schlägern geschenkt. Er hat



„Steps for Children“-Gründer Hoppe mit Vorschulklasse in Gobabis: Reich beschenkt

sie nie benutzt, seit 15 Jahren verstaubt sie auf seinem Dachboden.

Michael Hoppe liebt auch den Süden, die Freiheit des Reisens, klar, aber zur Bestimmung wurde ihm erst die Frage, wie er jungen Menschen beibringen kann, an ein Morgen zu denken. Er findet, er führe ein gelungenes Leben, er fühlt sich reich beschenkt. Anderen Menschen etwas anzubieten, eine warme Mahlzeit, eine Arbeit, eine leidenschaftliche Lehrerin – das erfülle ihn mit Freude.

In Namibia ist Hoppe zwei-, dreimal im Jahr für etliche Wochen, er hat ein Netzwerk von Hilfsprojekten für Kinder gegründet, „Steps for Children“. In Vorschulen und Patenprogrammen für Aidswaisen oder Begabte bietet er Hilfe zur Selbsthilfe und gründet außerdem, ganz der alte Unternehmer, Kleinbetriebe wie Tischlereien, Nähstuben, Suppenküchen. Seit mehr als zehn Jahren macht er das, lebt in Namibia und sucht in Deutschland nach Sponsoren, organisiert Fundraising-Dinner, Tombolas, die jährliche Spendensumme liegt bei mehreren Hunderttausend Euro.

**„Nennen wir es Fügung“,
sagt Michael Hoppe.**

Im vergangenen Jahr wurde ihm das Bundesverdienstkreuz im Hamburger Rathaus verliehen. Wichtiger als jeder Orden, sagt Hoppe, sei ihm das Kinderlachen in Afrika.

Anfang der Achtzigerjahre arbeitete der promovierte Betriebswirt beim Konsumgüterkonzern Unilever in der Marketingabteilung, war unter anderem zuständig für Milka-Käseecken und Damenbinden. Schon als Student hatte er ein eigenes Marktforschungsinstitut gegründet, er hatte schließlich 250 Angestellte, war Workaholic, führte ein Yuppie-Leben aus dem Koffer. Wie seine ersten beiden Kinder aufwuchsen, bekam er nur aus der Ferne mit.

Als er, dank eines unschlagbaren Angebots, den Laden verkauft hatte und ausgestiegen war, als niemand mehr anrief und sagte, „wir brauchen dich, komm sofort“, fiel Hoppe in ein Loch. Drei Jahre lang dauerte seine Sinnsuche. Er ging in ein Kloster, schaute sich Hilfsprojekte auf der ganzen Welt an. Setzte sich irgendwann hin und schrieb seine Vision auf: aktive Mitarbeiter anbieten, für Bildung sorgen, für Hilfe zur Selbsthilfe.

In Namibia befreundete er sich mit einer deutschstämmigen Namibierin, die ihm ihr Land zeigte und mitnahm zu einer Sozialarbeiterin in den Norden, an den Ort, an dem 100 Jahre zuvor der Herero-Aufstand sein tragisches



Ende fand. Zufall, dass der Deutsche in Okakarara landete, seine Hilfsorganisation dort gründete und nicht mehr davon loskam? „Nennen wir es Fügung“, sagt Hoppe.

Okakarara ist eine Kleinstadt gut vier Autostunden nördlich von Windhuk, sie liegt nicht weit vom Waterberg, dem knapp 50 Kilometer langen und rund 200 Meter hohen Tafelberg-Plateau. Auf einer Art Wüstenautobahn düst Hoppes Geländewagen unter dramatischen Wolkenformationen, Blitzen, Regenbogen; bis die Abendsonne alles in ein goldenes Licht taucht. Es ist ein bisschen wie auf Safari: Gelegentlich reckt sich ein Giraffenhals zwischen Aloepflanzen und Akazien, Warzenschweine kreuzen die Fahrbahn, Erdmännchen stehen Spalier, devot in Habachtstellung.

Hoppe wird diesmal von einem Ehepaar aus Baden-Württemberg begleitet. Seit zehn Jahren sammeln sie Spenden für Hoppes Projekte, jetzt wollen sie erfahren, wofür eigentlich genau. Zum Ausklang planen die Spender ein paar Tage Tiersafari in der Etosha-Pfanne weiter nördlich.

Die Ersten, die auf Hoppe zustürmen, als die Karawane in das „Steps for Children“-Gelände einbiegt, sind die Kinder. Sie rufen „Michael“ oder „Doktor!“ und zupfen an den hellblonden Haaren auf seinen Armen, die sie so lustig finden. Er lacht zurück, fragt nach ihren Familien, ihren Schulnoten, dann singen sie ihr derzeitiges Lieblingslied: „There is no other way, only Jeesus“. Und bald darauf nimmt Hoppe, immer noch ein wenig Hamburger Pfeffer-sack, Platz auf winzigen Kinderstühlen in bunt bemalten Klassenzimmern, erklärt den Lehrerinnen, dass Deutsche zurzeit mehr Geld für Flüchtlinge aus Syrien übrig haben als für Kinder in Namibia, bittet um Geduld und bespricht mit Projektleiterin Sonja, die früher einmal Klassenlehrerin seiner jüngsten Tochter in Hamburg war und nach Namibia auswanderte, alles Weitere. Zack, zack, pragmatisch, aber entspannt: das Gehalt der Köchin, die Planung der Trockenklos, der Sickergruben, das neue Gemüsegewächshaus.

Okakarara ist Hoppes Baby, sein erstes Projekt in Namibia, in dem er täglich fast 200 Kinder im Alter von ein bis zehn Jahren versorgt. In den einfachen Bauten befinden sich eine Schule, Suppenküche, Gästehaus, Nähstube und vieles mehr. „Einmal Unternehmer, immer Unternehmer, er kann es halt nicht lassen“, sagt Sonja und lacht. Er engagiert sich hier nicht, wie die Spender vermuten, um „später im Himmel Kreditpunkte zu sammeln“.

Er macht es, sagt Hoppe, „weil ich etwas zurückgeben will und kann“. Die Spender sind beeindruckt, sie sagen: „Das hätten wir nicht gedacht, dass so viele Kinder in einen Klassenraum passen. Und dass sie so diszipliniert sind, keiner streitet, alle warten mit dem Nachtisch.“

Kein Besuch in Okakarara endet ohne Tortenschlacht bei Familie Diekmann. Sabine und Wilhelm Diekmann sind Farmer mit deutschen Wurzeln, Rinderbauern und



Betreute Kinder in Hoppe-Projekten
Blick in eine schwere Zukunft

Jäger, sie besitzen 20 000 Hektar Land, man braucht Stunden, um im Geländewagen von einer Ecke zur anderen zu kommen. Reiche Russen schießen hier gegen saftige Abschussgebühren Zebras, große Antilopen wie Kudu, Elen oder Oryx. Wenn sie Glück haben, auch einen Geparden.

In ihrem Hauswappen steht: „De nich will dieken, mutt wieiken“, wer nicht deichen will, muss weichen. Diekmanns Vorfahren mussten sich neu erfinden, als sie hier Anfang des 20. Jahrhunderts, nach Schiffspassage und monatelanger Wüstendurchquerung, heimisch wurden: Sie waren Deichbauern am Jadebusen gewesen. Über die Jahre sind die heutigen Diekmanns Hoppes Freunde geworden.

Hausherr Wilhelm Diekmann, gebaut wie ein Bär, rötliches Haar, Sommersprossen, betritt die Veranda in Safarishorts und Jägermontur, knallt lange Speere mit eisernen Spitzen auf die Kaffeetafel. Am frühen Morgen hat er sie Wilderern abgeluchst. Später am Tag wird er die Wachposten abfahren und blutige Fleischbrocken unter den Mitarbeitern verteilen. Er sagt, er schlafe nachts ruhiger, „wenn die Schwarzen was im Kochtopf haben“.

Dann sprechen sie über Hoppes „Schutzengel“-Kinder, die er bis zur Highschool finanziell unterstützt. Sabine



Hoppe mit Helfern im Gemüsefeld von Okakarara, Herero-Frau: Bescheidene Art, sich nützlich zu machen

sagt, sie hätten schon so einige Entwicklungshelfer scheitern sehen, nur Hoppe sei anders, der halte durch, und ständig wüchsen seine Projekte. Die Diekmanns sind hart arbeitende Leute, rau, aber herzlich. Sie plagen sich mit Zukunftssorgen: befürchten eine Bodenreform der schwarzen Regierung wie in Simbabwe, bangen um die Nachfolge – ihre vier Kinder leben außer Landes. Man hat das Gefühl, dass man eine aussterbende Art besucht, die letzten Deutsch-Südwestler an einem geschichtsträchtigen Ort.

Diekmanns Hamakari-Farm ist eine der letzten Großfarmen am Waterberg, sie liegt in Herero-Stammesland. Hier wurde vor 110 Jahren eine blutige Kesselschlacht ausgetragen, Schlusspunkt des Herero-Aufstands, der Monate zuvor begonnen hatte. Namibia war 31 Jahre lang, bis zum Jahr 1915, deutsche Kolonie. Im Jahr 1904 wagte der Volksstamm einen Aufstand gegen die kaiserliche Besatzungsmacht, die ihnen Land, Würde und Zukunft nahm. 123 weiße Siedler und Soldaten kamen dabei ums Leben. Woraufhin Generalleutnant Lothar von Trotha den Herero den Krieg erklärte

**„Die Feinde sind Korruption,
Faulheit und Rassismus.“**

und sie mit seiner auf rund 4000 Mann aufgestockten Truppe in die Wüste trieb und ihnen jeglichen Rückweg verspernte. Geschätzt bis zu 60 000 Herero verdursteten so, oder sie wurden erschossen, auch Frauen und Kinder.

Bis heute streiten Historiker und Nachfahren um die Frage, ob Trothas Vernichtungsbefehl „Innerhalb der deutschen Grenze wird jeder Herero mit oder ohne Gewehr erschossen“ einen Genozid zur Folge hatte, den ersten Genozid des 20. Jahrhunderts. Erst 2015 nannte die deutsche Bundesregierung die Verbrechen an den Herero erstmals „Völkermord“. Bis heute verhandeln beide Länder um Sprachregelung und Wiedergutmachung, erst Anfang 2017 reichten Herero-Stammesvertreter eine Klage gegen Deutschland vor einem US-Gericht ein.

Vor ein paar Jahren begleitete Michael Hoppe, der gute Deutsche aus Okakarara, einige Nachfahren der Trotha-Familie auf ihrer Reise durch das Land der Herero, deren Stammesfrauen noch heute die Tracht der früheren Kolonialherren tragen: üppige, bunte viktorianische Kleider mit vielen Unterröcken und einem Kopfschmuck, der geformt ist wie Rinderhörner – als wollten sie sagen, wir sind noch da, wir haben euch überlebt.

An dem Ort, an dem in deutschem Namen so viel Unheil geschah, schafft Hoppe nun Arbeitsplätze und gibt den



Einheimische beim Gemüseanbau und in der Aidsaisenbetreuung: Sie müssten eigentlich weinen

Kindern der Herero, wenigstens ein paar von ihnen, die Möglichkeit, eine Oberschule zu besuchen, eine Universität. Das sei seine bescheidene Art, sich als Deutscher in Namibia nützlich zu machen, sagt Hoppe.

Ein paar Tage später führt Hoppe seine Reisegruppe in eine Dorfschule bei Rehoboth südlich von Windhuk – man ist zurück im Diesseits, in einem Teil des Landes voller Slums, Arbeitslosigkeit und Aidsaisen. Man nimmt feierlich Platz in einem Klassenzimmer, das mit Hoppes Spendengeldern errichtet wurde und heute eingeweiht wird. Hoppe erscheint im geliehenen Sommeranzug, die Kinder haben auf Afrikaans „Dankie!“ an die Tafel geschrieben, eine Blaskapelle spielt „Mein Heiland ist mein Steuermann“, ein Referent der deutschen Botschaft zitiert John F. Kennedy: „Es gibt nur eines, was auf Dauer teurer ist als Bildung: keine Bildung.“ Und auch diese Kinder singen „There is no other way, only Jeesus“.

Später in einer Vorschule klagt die Erzieherin Hoppe ihr Leid, mindestens 40 Prozent der Kinder seien entweder selbst mit HIV infiziert oder über ihre Eltern betroffen. Sie hat selber zwei infizierte Töchter, eine ist jüngst gestorben. Auch die Schilderungen des Schuldirektors in Gobabis klingen hart: Seine Schule ist eingezäunt mit Nato-Draht,

trotzdem dringen die Slumbewohner aus den Wellblechhütten drum herum hier ein, trinken billigen Fusel, müllen Kinderklos und Spielplätze voll oder hauen dem Direktor gleich eins auf die Nase. „Es ist nicht leicht, ein Kind zu sein in Namibia“, sagt Gerard, der Direktor.

Sein Land ist mehr als doppelt so groß wie Deutschland und hat mit 2,4 Millionen Menschen gerade mal so viele Einwohner wie Paris. Nur in Grönland und in der Mongolei leben noch weniger Menschen pro Quadratkilometer. Wenn man Namibier fragt, warum es in der jungen Republik seit der Unabhängigkeit 1990 so friedlich geblieben ist, warum es keinen Bürgerkrieg gab, keine Rassenunruhen wie in Südafrika oder Simbabwe, lautet meist die Antwort: „Weil wir so wenige sind – wir gehen uns aus dem Weg.“ Das gilt für die meisten Teile des Landes; für Rehoboth und Gobabis, wo Hoppe mehrere Projekte unterstützt, gilt es nicht.

Die Spender sagen: „Ständig singen die Kinder von Jesus. Wie passt das zusammen mit ihren aidskranken Eltern und einer Kirche, die Probleme hat mit Verhütung?“ Aber sie sagen auch: „Wenn wir eines gelernt haben, dann, wie unerträglich unser Jammern auf hohem Niveau ist. Es macht etwas mit einem, wenn man Menschen lachen sieht, von denen man glaubt, sie müssten eigentlich weinen.“



Projekt-
kinder,
Gästehaus,
Joe's
Beerhouse
in Windhoek

ÜBERWINTERN IN NAMIBIA

Rund 85000 Deutsche reisen jedes Jahr in die ehemalige deutsche Kolonie (1884 bis 1915), meist zwischen Oktober und März, unter ihnen zahlreiche „Schwalben“, die regelmäßig ins Land kommen. Namibia wird oft als „Afrika für Einsteiger“ beschrieben, weil es als sicher gilt, weil es nachts abkühlt und am Tag nicht allzu heiß wird, weil vielerorts noch deutsch gesprochen wird und die älteste Tageszeitung des Landes, die „Allgemeine Zeitung“, auf Deutsch erscheint. In Windhoek werden Graubrot und Schwarzwürder Torten angeboten, Karneval und Oktoberfest gefeiert. Neben zahlreichen Safari-Lodges und Jagdfarmen überall im Land ist Swakopmund beliebtestes Reiseziel, die „südlichste Stadt Deutschlands“ mit schöner Kolonialarchitektur. Dort gibt es Golfplätze und deutschsprachige Ärzte. Zwischen Flughafen und Windhoek liegt die „Seniorenresidenz Sonnenstein“, eine Art Alterswohnsitz für Deutsch-Südwestler und Rentner aus Deutschland. Wer sich als Freiwilliger engagieren möchte, kann sich bei zahlreichen Hilfsorganisationen melden. Auch Hoppes „Steps for Children“ nimmt Menschen mittleren Alters auf – Lehrer, Ingenieure etwa, die Berufs- und Lebenserfahrung weitergeben möchten. Infos unter stepsforchildren.de



Zurück in Windhoek, der Stadt der weißen Schwalben, wo auch Hoppe gelegentlich Urlaub macht. Manchmal hängt er nach seinen Projektbesuchen ein paar Wochen dran und reist durchs Land, schippert auf dem Okavango durch Botswana, schläft in Baumhäusern, legt sich des Nachts unter den Sternenhimmel in der Namibwüste und saugt sich voll mit diesem Himmel auf Erden.

Oder aber er setzt sich in Windhoek mit Freunden in Joe's Beerhouse, wo deutsche Reisegruppen mit Eisbein abgefüttert werden und Einheimische „braaien“, dicke Fleischklappen grillen, ein namibischer Volkssport. Nur Hoppe nicht, der ist Vegetarier. Lange hält er es hier ohnehin nicht aus, spaziert lieber durch Windhoeks historisches Zentrum, wo Bürotürme und Shoppingmalls aus dem Boden gewachsen sind. Im Unabhängigkeitsmuseum, einem monströsen Neubau neben der Alten Feste, erzählen Panoramafotografien vom Freiheitskampf, eine junge, stolze Nation feiert sich selbst.

Es führt ein Fahrstuhl hinauf zur Dachterrasse, von der man einen schönen Blick über Windhoek hat. Hoppe sieht die alte Christuskirche und das Reiterstandbild der ehemaligen Kolonialmacht, das jetzt verbannt wurde in den Innenhof der Festung. Dort steht es angebunden mit eisernen Ketten und mit einem Tuch über dem Kopf.

Hoppe weiß nicht so recht, was er von diesem Gedenkort halten soll. Er macht sich lieber Gedanken darüber, was er dieser jungen Nation wünschen würde: dass sie in Zukunft versucht, nicht in neue Abhängigkeiten zu geraten, etwa von den Chinesen. Er sagt, diese Anhöhe sei früher ein guter Aussichtspunkt gewesen, man habe sehen können, welche Feinde sich der Stadt näherten. „Heute sind die Feinde Korruption, Faulheit und Rassismus.“

Ein paar Wochen nachdem er im Schneidersitz unter der Akazie seine Ankunft in Afrika feierte, steht Michael Hoppe in seiner Dachgeschosswohnung in Hamburg-Eppendorf. Es ist der Hamburg-Hoppe, den man antrifft, die Augen leuchten ein bisschen weniger, er befindet sich im Ruhemodus, sammelt Kraft und Sponsorengelder, die nächste Reise beginnt in wenigen Wochen, die Sehnsucht wächst.

Hoppe geht zum Fenster und nimmt eines dieser Einweckgläser mit Solarleuchten in die Hand, die man auf afrikanischen Märkten findet. Es hat sich auf Hoppes Fensterbank mit der blassen Wintersonne vollgesogen und leuchtet nun schwächlich. Darin hat Hoppe all das gesammelt, was er an Namibia vermisst, außer den Menschen natürlich. Im Glas befinden sich die ohrenförmige Frucht des Kameldornbaums, mehrere schwarz-weiße Stacheln vom Stachelschwein, eine Perlhuhnfeder – und der feine, tiefdunkelrote Sand der Wüste. Er könne es kaum erwarten, sagt Hoppe. Im Schlafzimmer steht der Koffer für die nächste Reise, er sei, sagt Hoppe, schon halb gepackt.

FIONA.EHLERS@SPIEGEL.DE